

Begegnungen – und was von ihnen blieb (I)

Myrtha Frick

Das diesjährige Jahrheft-Thema – Begegnungen – ist uferlos. Im Laufe eines langen Lebens hat man Tausende von Begegnungen, fröhliche, ernste, lustige, gefreute oder auch einmal weniger gefreute; zu Hause, an der Arbeit, in den Ferien, auf Reisen. In meinem Leben gab es weit zurückliegende Begegnungen, die bis heute nachwirken oder zu lebenslangen Freundschaften führten, auch wenn gemeinsame Wegstücke über kurz oder lang wieder auseinander führten. Von einigen ganz besonderen Begegnungen erzähle ich hier.

Via Appia 1950

Es war das erste Heilige Jahr nach dem Zweiten Weltkrieg. Ich weilte zu einem Sprachaufenthalt in Florenz und nützte drei freie Ferragosto-Tage, um auch Rom zu sehen. In der heiligen Stadt herrschte Betrieb: Pilger, Menschen, Wagen, Autobusse. Ich entfloh dem Rummel mit der Strassenbahn in den Süden der Stadt. Mich zog die antike Via Appia an; hatte ich doch kurz zuvor das Buch «Quo vadis, Domine?» gelesen.

So wanderte ich auf der alten Römerstrasse, zwischen Oleanderbüschen und Zypressen, zwei, drei Kilometer weit, ohne einem Menschen zu begegnen. Endlich kam auf der rechten Seite ein etwas baufälliges Haus mit schmalen Vorgarten in Sicht. Über dem mit Rosen bewachsenen Torbogen stand «Qui non si muore mai», und auf der Bank vor dem Haus sass ein uraltes Paar. Wohin ich unterwegs sei, riefen sie mich an; und ich fragte, ob dies eine Locanda sei. Das sei es früher gewesen; jetzt als alte Leute bewirteten sie



Via Appia 1950

halt keine Gäste mehr. Aber wenn ich – sie nannten mich «fanciulla», ich sah wohl noch sehr jung aus – mit einem Glas Wein, Brot und Käse vorlieb nähme, möge ich mich zu ihnen setzen und ihr Abendbrot teilen. Das tat ich gern; ich musste ihnen erzählen, woher ich kam und warum ich auf diesem Weg ging. Schliesslich mahnten sie mich, die Dämmerung komme rasch, ich müsse noch bei Tageslicht in die Stadt zurückkehren. Dann sahen sie der jungen Pilgerin unter ihrem Torbogen «Qui non si muore mai» lange erstaunt nach.

Musée du Louvre 1952

In Paris herrschte 1952 noch Mangel an vielem; es war kalt, sowohl in der Wohnung der liebenswürdigen Witwe, bei der ich wohnte, wie in den Sälen der Sorbonne, wo der «Cours de civilisation» für Ausländer, den ich besuchte, stattfand. Ich verbrachte jede freie Stunde im Musée du Louvre, im Mantel, denn auch da war es eiskalt. Natürlich begegnete ich dort auch Mona Lisa und der Nike von Samothrake; aber vor allem faszinierte mich ein kleiner Kopf aus grünem Basalt: Die Büste von Echnaton, dem ägyptischen Pharao des vierzehnten Jahrhunderts vor Christus, dessen Hymnen und Gebete ich in der Museums-Buchhandlung gefunden hatte:

*Wie zahlreich sind deine Werke,
die dem Angesicht verborgen sind,
du einziger Gott, dessengleichen nicht ist!
Du hast die Erde erschaffen, nach deinem Wunsch, ganz allein,
mit Menschen, Vieh und allem Getier,
mit allem, was auf der Erde ist,
und allem, was in der Höhe mit seinen Flügeln fliegt.*

...

Übersetzung Erik Hornung

Vor meiner Rückkehr in die Schweiz erstand ich im Museums-Shop eine Replik der kleinen Statue. Jahre später war ich mehr als ein Dutzend Mal in Ägypten: Echnatons Hymnen und Gebete waren für mich Anlass zum Versuch, das Alte Ägypten und den Glauben Echnatons zu verstehen.

Ost-Grönland 1961

1958 hatte ich den Geologen Prof. Arnold Heim nach Island und Spitzbergen begleiten können. In jungen Jahren hatte er Grönland erforscht. Nun wurde er, bald 80-jährig, von einem dänischen Reisebüro angefragt, ob er eine «Erkundungs-Tour» nach Grönland beraten und mitmachen würde, da man im Sinn habe, auch Grönland touristisch zu erschliessen. Er forderte mich auf, ihn und seine Frau auch auf diese «Expedition» zu begleiten. Mein Arbeitgeber gab freundlicherweise Urlaub dazu.



Replik des kleinen Basalt-Kopfes von Echnaton (Original im Musée du Louvre).



Peter auf Grönland.

Ein kleines dänisches Flugzeug brachte uns an die Südspitze von Grönland, von wo wir mit einem kleinen Seehundfänger-Boot, der 152 Tonnen schweren Pollan, Richtung Südostgrönland ablegten. Ausser uns, der fünfköpfigen Mannschaft, zwei Franzosen und drei Dänen, war noch der junge Amerikaner Peter an Bord. Er suchte für seine Arbeit an der Harvard-Universität Spuren der Wikinger, die ums Jahr 1000 nach Christus im Südosten von Grönland gelandet waren.

Die Pollan ankerte täglich in Fjorden und Buchten, wir gingen immer wieder an Land. Es gab weder Wege noch Stege. Unsere Mitpassagiere blieben meist nahe am Ufer. Ich begleitete Peter durch Gestrüpp und Felsen in die baumlosen Hügel und Berge. Brücken gab es keine; wenn ein Bach zu tief für meine Stiefel war, trug er mich, gross wie er war, kurzerhand durch den Bach. Fanden wir etwas Interessantes für seine Studien, machte er Notizen und ich zeichnete die Funde auf.

Dieser unser wissenschaftliche Aufenthalt dauerte drei Wochen. Dann holte uns Europäer das dänische Flugzeug an Grönlands Südspitze wieder ab. Peter begleitete uns zum Flugzeug. Und noch lange nach dem Start sah ich seine rote Mütze und sein flatterndes weisses Taschentuch auf Narssarsuaks Flugpiste.

Wir haben uns nie wieder gesehen. Aber alljährlich kommt einer meiner ersten Weihnachtsbriefe von ihm aus den USA, von einem nunmehr alten Mann, auch nach 58 Jahren noch.

Hosios Lukas 1972

Wir waren im tiefen Winter unterwegs von Saloniki nach Athen und hatten geplant, in einem der Meteora-Klöster zu übernachten. Aber dort gab es keine Gästeräume mehr wie in alten Zeiten. Die Mönche von Hosios Lukas hingegen nahmen uns gern auf. In den Hügeln rund um das Kloster blühten schon die Mandelbäume; aber drinnen war es kalt. In Wolldecken gehüllt sassen wir die halbe Nacht im kleinen Refektorium vor dem Kaminfeuer rund um den Tisch mit den acht Mönchen und dem greisen Abt. Auf dem Tisch war eine grosse Kasserolle mit heisser Suppe, Brot und Wein. Und der Abt erzählte in einer wundervollen, beinahe



Kloster Hosios Lukas in der Mandelblüte.

alt-griechischen Sprache von früheren Zeiten, als noch viel mehr Leben im Kloster herrschte, als die Mönche die kostbaren Ikonen malten, die sich heute in Gotteshäusern der Ostkirche und in Museen in aller Welt befinden. Ich erriet mehr, als ich verstand; mein Begleiter war besser dran und konnte mir immer wieder zuflüstern, was ich nur ahnte. Am folgenden Morgen zogen wir weiter, mit dem Segen des alten Abtes, – Ich war seither noch mehrmals in Griechenland unterwegs, zu Fuss, mit Bus oder Schiff; und immer wieder glaubte ich, die sonore Stimme des greisen Abtes von Hosios Lukas zu hören und seinen Segen zu spüren.

Bagdad 1966

Ein halbes Jahr zuvor hatte ich mit meinem Patenjungen den Nahen Osten von Istanbul bis Bagdad mit Eisenbahn und Sammeltaxi (Dolmusche) erforscht. Nun war ich mit einer kleinen Gruppe der damaligen Gesellschaft für Akademische Reisen im Irak unterwegs. Eine alte deutsche Dame hatte, selbst in den Königsgräbern von Ur, ununterbrochen ihre Brissago geraucht und nun am Ende der Reise in Bagdad eine Lungenentzündung entwickelt. Wir mussten sie ins Spital bringen. Die übrigen sieben Reiseteilnehmer wünschten aber, trotzdem an diesem letzten Reisenachmittag noch etwas zu sehen.

So fuhr ich mit ihnen in zwei Taxis in den westlichen Vorort Khasimein, einen Wallfahrtsort mit prächtiger Moschee mit Türmen und goldener Kuppel (sie wurde im zweiten Golfkrieg stark beschädigt). Der riesige Torbau bestand aus blauen Fliesen; doch als Ungläubige durften wir nicht eintreten. Das war mir bei meiner Erkundungsreise vor einem halben Jahr auch verwehrt worden, aber der Gastwirt einer der Pilgerherbergen gegenüber hatte mich auf sein Flachdach geführt, von wo aus ich über das Tor in den Hof und zu den goldenen Kuppeln sehen konnte.

Nun suchte ich mit meiner kleinen Gruppe, wo ich denn damals aufs Dach gestiegen war. Da sprach mich ein junger Mann an: «Kann ich Ihnen helfen; ich spreche Deutsch.» Es war Ali aus dem Südirak, der erzählte, dass er in Wien Medizin studiere. Ich war froh um sein Angebot. So konnte ich mich um den Heimtransport der Patientin kümmern. Ich



Moschee von Khasimein bei Bagdad.



Ali 1966 in Bagdad.

bat ihn, die Gruppe in den Bazar zu Einkäufen und Tee und vor dem Abendessen zurück ins Hotel zu begleiten.

Das tat er; und meine Reisegefährten konnten ihn nicht genug loben. Auf dem Rückflug übergaben sie mir etwas Geld und seine Adresse in Wien, damit ich ihm von Zürich aus ein Packchen Schokolade schicke. Damals war, noch nicht sehr lange nach dem Staatsvertrag und dem Abzug der russischen Besatzung, in Wien noch manches teuer oder gar nicht erhältlich.

Wenige Wochen, nachdem ich das Päckchen abgeschickt hatte, kam ein Anruf aus Wien, von einem Dr. V., einem Arzt, der, vor kurzem verwitwet, Ali aufgenommen hatte in der Hoffnung, ihm beim Studium behilflich zu sein. Der Arzt musste zu einem Kongress nach Zürich fahren, und wenn ich Zeit für Ali hätte, würde er ihn mitnehmen, damit ich ihm Zürich zeige. Ich hatte Zeit; und aus dem Besuch wurde eine lebenslange treue Freundschaft.



Ali 2006 in Wien.

Zwar hatte ich schon in Bagdad den Eindruck gehabt, Ali sei psychisch etwas besonders, und ich hatte mich nicht getäuscht. Er schaffte kein Medizinstudium. Dr. V. konnte ihn aber im Allgemeinen Krankenhaus (AKH) in Wien als Stationsgehilfen und gelegentlichen Übersetzer für arabischsprachige Patienten unterbringen. Ali konnte dort bis zu seiner Pensionierung arbeiten.

Dr. V. ist schon viele Jahre tot. Er und Ali waren aber der Anlass zu meinen hundert und mehr Reisen nach Wien und Salzburg, wohin sie gern entgegenkamen. Heute reisen Ali und ich nicht mehr. Aber wir telefonieren immer wieder zusammen; denn nun bin ich für ihn noch der einzige Mensch, der seine Heimat kennt und weiss, von was er spricht, wenn er davon erzählt.

Gaisberg 1982

Und womöglich wäre ich ohne Ali nie nach Salzburg gekommen und hätte die folgende Begegnung nicht erlebt:

Auf den Gaisberg, Salzburgs Hausberg, fährt zweimal täglich ein Bus. Besonders schön ist ein Rundwanderweg auf zwei Dritteln seiner Höhe mit prächtiger Sicht aufs Salzburgerland und nach Bayern. Ich ging ihn viele Male. Im Frühling, Sommer oder Herbst benötigte ich etwa zwei Stunden für die Wanderung.

Einmal nun war ich im Winter unterwegs, bei klirrender Kälte und viel Schnee. Ausser mir war kein Mensch auf dem Weg. Doch ich kannte ihn ja zu allen Jahreszeiten. Nach etwa 1½ Stunden Wanderzeit, auf der steilen, schattigen Nordseite des Berges, wo im Sommer ein schmales Rinnsal von der Bergspitze den Weg überquert, fiel jetzt ein fast 10 Meter breiter gefrorener Wasserfall über die schroffe Felswand und den schmalen Weg und 200 bis 300 Meter weiter über die nahezu senkrechte Bergflanke hinunter ins Tal. Ich hatte wohl gute Wanderstiefel, aber damit den steilen Eisfall überqueren? Umkehren? Dann würde ich den Spätbus ins Tal nicht erreichen – hatte ich doch nur noch etwa 20 Minuten Wanderzeit vor mir – oder wo hier oben ein Dach für die Nacht finden?

Da tauchte auf der anderen Seite des Eisfalls ein Mann in dunkler Wetterpelerine auf. Er ging an zwei festen, mit starken Spitzen bewehrten Stöcken. Als er mich sah, rief er: «Bleiben'S stehen, ich helfe lhna» und begann behutsam, Schritt um Schritt mit seinen Stöcken den Eisfall zu überqueren. Auf meiner Seite angelangt, gab er mir den einen Stock in die Hand, nahm mich bei der anderen und führte mich ebenso vorsichtig, wie er gekommen war, über das steile Eis. Nahm seinen zweiten Stock wieder an sich und überquerte die gefährliche Stelle zum dritten Mal; drehte sich um, und als er sah, dass ich stehen geblieben war und ihm nachsah, rief er: »Bhüet' Si Gott» und ging seines Weges. – Ich erreichte den Bus ins Tal. Und seither zweifle ich nicht daran, dass es Schutzengel gibt.